

Drei Jahre im Wald – ein nicht nur deutsches Erlebnis

Die Monate vorher

Herbst zweitausendelf

Das war ein spontaner Entschluss, ein klares Erkennen der leisen Art, welches plötzlich vor mir stand, damals beim Herrichten der Gartentische in meinem Café O-Ahse:

„Das hier ist mein eigenes Arbeitslager, das schaffe ich nicht mehr, ab jetzt noch vierzehn Jahre, fast jeden Tag!“

Die O-Ahse hatte gehalten was ihr Name versprach: An dem kleinen Flüsschen Ahse am Dorfrand von Lohne, eine Oase für die Gäste und für das Dorf. Verzauberungen mit Simon, Elisa und Wilfried, mit Jens und so vielen anderen lieben Menschen hinein und hinauf in die Welt des Kluges, des Schwingens, des Zusammenseins, Verzauberungen durch Farben und Formen aus der Hand der Malerinnen und Handwerker, Bodenständigkeit und Transzendenz, neue Welten betreten, Menschen finden die mitschwingen...und leckeres Essen und Trinken!

Befremdlich dann zu hören, dass niemand dauerhaft mitarbeiten wollte: O nein, nicht an Wochenenden... Befremdlich so manches, was das normale Leben in unserem Land in unserer Zeit so ausmacht, befremdlich das sich gewöhnen, die Reaktions- und Aktionslosigkeit, das Schlucken von Normen und Dogmen..

Befremdlich, dass es Menschen mit Ideen und Risikofreudigkeit, mit Herz und Verstand, mit Tatendrang und sozialem Verständnis, mit eigenständigem Denken und Handeln in unserem derzeitigen System so schwer gemacht wird, ihre Welten zur Entfaltung zu bringen. Befremdlich, dass dann, wenn dieser Mensch dies dennoch wagt, sogleich und schon im Voraus überfallen wird von staatlichen und pseudostaatlichen Stellen, die nichts anderes im Sinne haben als auszusaugen – Blutegel.

Meine Großeltern vom Lande

„Heini is out de olle Welt, hei will mit de Sseiße mäggen un mit dä Hand ssäggen...“

„Heinrich ist aus der alten Welt, er will mit der Sense mähen und mit der Hand säen...“

So sprachen meine Großeltern in Benteler, bei Lippstadt, der Stadt, in der ich zur Schule ging.

Sie sprachen plattdeutsch, waren echte Westfalen, echte Menschen.

Ich klebte als Junge an ihren Lippen, saugte die so harmonischen weichen Wellen der Mundart in mich auf, ein versunkener Garten, eine Welt des Gemütes, ausdrucksstark und aus dem Herzen.

Seitdem verabscheue ich das Hochdeutsche, unbewusst zuerst.

Ich hörte damals von einem Leben voller Tätigsein mit Leben.

Es machte sogar Spaß, jenes Leben. Sie sprachen über ihre Kühe, über das lange Maigras, über den Geschmack der Butter, über die Schwalben und ihre Brut, die schon zwitschernd auf den Stromdrähten saß und den ersten Sommer ihres Lebens genossen.

Sie sprachen über ihre Vorfahren, und mit jedem Namen erwuchs ein Gefühl, die Person, die Zeit, alles füllte den Raum über dem Küchentisch in dem alten Kötterhaus. Das Leben in den dunklen Wintern, mit Kienspan-Beleuchtung, dann mit futuristischem Petroleumlicht, so hell, dass die Leute bald verrückt wurden wegen dieser Neuerung. Ich sog alles in mich auf, die zahmen Bienen des Urgroßvaters, welche sich weigerten ihn zu stechen, so sehr er sie auch wegen seines Rheumas dazu anreizen wollte - die kleine elterliche Hofstelle meiner Großmutter unter Kiefern in Bad Waldliesborn, auch meinen Patenonkel Heinrich Holtdirk-Völkemeier, der sich bis zu seinem Ende dem Anschluss an das öffentliche Stromnetz widersetzte. Die Geschichten von Spökenkiekern und dem zweiten Gesicht, dem Arbeiten und dem bunten und zugleich so friedlichen großen Garten der Großeltern, die Stangenbohnen, deren Stangen ich als Junge setzte, die vielen Karren voll mit

Rindermist. Grasnelken und Dachlaub (*Sempervivum tectorum*) auf Steinknollen, Flieder und Jasmin, geharkte Sandwege am Samstag.

Gewischter Dielenfußboden in der Küche des alten Hauses. Der warme Dunst und die großen Augen der Kühe, die entweder erwartungsvoll durch ihr Fressgitter brummen oder in sich selbst versunken wiederkäuend Zeit und Raum vergessen haben.

Die verschwiegenen Leben

Große Photographien, die wir Kinder irgendwann begannen wahrzunehmen.

Ein junger Mann in Uniform über dem hölzernen Radiokasten in der kleinen Stube, Der Radiokasten mit dem gelblichen Leuchten der gläsernen Skala und schwachen Brummen, dem warmen gütlichen Klang und dem magisch grünen Auge, das sich zu einem schmalen Schlitz zusammenzog, wenn ein Sender eingestellt wurde.

Eine dunkelhaarige Frau mit zwei dunkelhaarigen Mädchen von vielleicht zehn und acht Jahren, in unserem Keller, vor dem alten braunen Küchenbuffet, in dem meine Mutter Marmelade aufbewahrte.

An langen Erzählabenden bei den Großeltern tauchten sie vielleicht auf, diese verschwiegenen Leben und ihre Geschichten in ihrer Zeit, der Zeit die unendlich lange schon verfließen schien. Ich war schockiert als ich einmal zurückrechnete und feststellte: Das ist ja gar nicht lange her! Dreißig Jahre – und ich selber bin doch schon siebzehn....

Die Bilder waren verstaubt, grau-braun, sie bewahrten ihren Platz, so sonderbar dieser auch sein konnte.

Ich hörte sie nur einmal, die Geschichte vom Tod meines Onkels Fritz, „use Männe“, der, gerade der Schule entwachsen, freiwillig zur Wehrmacht wollte.

Meine Großmutter hatte ihm eine zukunftsweisende Lehrstelle als Automechaniker organisiert. Er warf ihr vor, sie würde die Post vom Militär abfangen und verbrennen, so ungeduldig war er, mein Onkel Fritz, so begeistert ist die Jugend.

Er starb in Griechenland, vielleicht ein Jahr später, für Führer, Volk und Vaterland, wie man zu erklären pflegte und dies weltweit auch heute immer wieder allen weinenden Eltern, Frauen, Kindern, erklärt...

Den Inhalt des Bildes in unserem Keller erfuhr ich beim Abendessen.

Ich fragte, damals vielleicht elf Jahre alt, wer denn die Frau sei und die beiden Mädchen, auf dem alten Foto vor dem Marmeladenschrank.

Schweigen.

Mein Vater starrte auf das Brettchen, worauf sein Brot lag. Meine Mutter schwieg.

Mein ältester Bruder Reinhold erklärte nach der Schweigeminute forsch, ja das wären meine Halbschwestern, und Papas Frau, die seien im Krieg von den englischen Bomben getroffen worden, ja in Köln.

Einmal erzählte mir mein Vater vom Krieg, und dann nie wieder, auf jenen Gängen in Köln, zum Einkaufen, zur Kerzenfabrik Schlösser, zur Baumschule Holzzapfel, zum Blumenladen der Fräuleins Büttgen. Ab und an sahen wir noch eine Kriegsrüine oder ein tiefes rundes Loch. Das sei ein Bombenkrater, erklärte Papa kurz. Und er echauffierte sich darüber, dass noch immer Ruinen zu sehen seien, jetzt, in den sechzigern. Und wie er sich weigerte damals, bei den „Nazis“, die Hakenkreuzfahne an der Kirche zu hissen, und wie er dann vom Ortsgruppenleiter von Köln Kriel, einem Installateur, mit dessen eisernem Werkzeugkasten angegriffen wurde, auf dem Bürgersteig. „Maach, dat et nie mehr Kriesch jibt.“ Sagte er, mein Vater, der sein Köln so geliebt hatte. Meine Mutter sagte in all jenen Jahren nichts. Ich erinnere mich an nichts.

Einmal allerdings oder zweimal tanzten sie zusammen in der Wohnung, Im Flur, zu einer Walzermusik von Herrn Strauss, aus dem neuen riesigen Stereomusikschrank aus hochglänzendem dunkelbraunem Holz und mit feinen goldenen Linien verzierten Schaub-Lorenz. Die Kriegsgeneration war sprachlos, sie konnte nicht anders als sich selber zur Sprachlosigkeit zu verdammen.

Was hätte sie tun sollen? Was hätte sie tun können?

Mir kommt der Gedanke, dass die Generationen meiner Vorfahren wohl in besonderer Weise die Heftigkeit dessen durchleben mussten, was Ideologien der Gruppe, der Nationen, der Religionen, der Familie und Herkunft, der Region usw. dem Einzelwesen Mensch aufzwängten, all die Erwartungen und Normen, die Sanktionen und Bedrohungen, die Angst vor Ausgrenzung und lebenslänglicher Stigmatisierung, die Macht der Masse und der Institutionen jedweder Art.

Kommt nun nicht mehr und mehr ein anderer Inhalt in unser Lebens-Blickfeld? Geht es nicht schon seit mittlerweile Jahrzehnten mehr und immer neu um die Selbstfindung, Selbstverwirklichung, das Erkennen der eigenen Person mit all ihren auch bis dahin unbekanntem oder unterdrückten Seiten?

Geht es nicht und mehr auch um die Auseinandersetzung mit dem, was unsere Vorfahren gelebt haben, um die möglicherweise auch üblen Prägungen und Erlebnisse, welchen wir ausgesetzt waren? Ich behaupte, dass solche Vorgänge in unserem Zivilisationskreis neu sind, im Rückblick der Jahrhunderte betrachtet.

Konnten und mussten sie, aus Zwang und Angst vor der eigenen Originalität, dem möglichen Isoliertsein bei zu viel persönlicher Abweichung von dem guten Durchschnittsbürger, nicht immer wieder ihr eigenes Leben, seinen Verlauf, an eine genormte Lebensschablone anpassen? Musste nicht ein dauerhafter Lebensentwurf oder eine bereits gesellschaftlich vorgezeichnete Bahn für die nötige Ordnung im Lebensablauf sorgen, egal wie man sich fühlt?

Vor diesem Hintergrund begreife ich die oft wie irritiert wirkende Suche vieler Mitmenschen und auch meiner selbst ganz neu.

Ich gehe nicht nur das Labyrinth von Chartre, ich selber BIN dieses Labyrinth.

Und ich MUSS all die Wegbiegungen nicht einfach nur gehen oder durchlaufen, nein, ich muss jede einzelne Biegung, jede noch so schmerzende Kehrtwendung ansehen, annehmen, JA dazu sagen, denn dies IST mein Leben, das bin ICH.

Sicher sind wir oftmals übel geprägt worden, in der Zeit, bevor wir entscheiden und handeln konnten. Das ist aber nicht der Schlusspunkt, wenn wir vielleicht erkennen, o, ich konnte mich daraus befreien, oder, nein, noch immer wirkt es so wie damals...

Denn es ist ja auch nur ein Teil von uns und nicht unser ganzes Ich, nicht unser eigentliches Wesen. Wir wehren uns auch mehr und mehr gegen die möglichen Zwänge einer Gruppe, kehren mehr und mehr unsere Individualität heraus, so skurril es auch manchmal scheinen mag. Wir erkennen uns dann selber immer mehr als das Original welches wir sind, auch und besonders, wenn wir wirkliche Veränderungen im Leben zulassen, die äußere Form nicht mehr wertschätzen um des neu zu findenden Inhaltes willen.

Gleichzeitig spüren wir dabei auch mehr und mehr eine Einsamkeit oder gar Verzweiflung, sind doch viele als sicher erachtete Bindungen nicht mehr vorhanden, Bindungen und Verbindungen, oder sie werden flacher in ihrer Art, weil manch ein alter Vertrauter uns nicht mehr versteht oder wir gar in wirtschaftliche Engpässe geraten.

Ein Wunsch nach Gemeinschaft wird stark und stärker, der aber keine simple Gegenbewegung ist, wenn der erste Weg wirklich gegangen wurde.

Wir spüren bei aller Selbstentdeckung und Selbstfindung zugleich eine große Sehnsucht, ein ehrliches Erkennen dessen, dass wir mit den anderen Menschen in einer tiefen und neuen Art und Weise zusammengehörig sind.

Haben aber auch sofort wieder die alte Furcht vor Fremdbestimmungen, vor dem Gemeinschaftszwang und Erwartungen.

So kündigt sich das neue Verständnis von Gemeinschaft an, der Gemeinschaft freier Menschen, die sich aus Liebe zusammenfinden und nur aus dem Antrieb der Liebe füreinander da sind, handeln, leben. Freiwillig und ohne Erwartungen.

Dies ist eine Gemeinschaft der Machtlosigkeit.

Gemeinschaft

Vor dem Hintergrund sich im Laufe von Jahren und Jahrzehnten immer weiter zuspitzenden Fragen, welche die Auflösung von Solidarität und die Monetarisierung der menschlichen Gesellschaften weltweit mit sich bringt, vor dem Hintergrund sich nicht lösender Fragen von Militarismus und Globalisierung, dem nach außen Verlagern von Nachteilen und Problemen und dem Individualisieren scheinbarer Vorteile, der verborgenen Machtkonzentrationen sowie schließlich einem sich wandelnden Menschenbild vom Kind Gottes hin zur austauschbaren und ausbeutbaren „human resource“ zeigt sich eine bedrohliche Geschichts- und Erinnerungslosigkeit, ein Mangel von solchen Zielen und Visionen, welche eine gemeinsame menschliche zukunftsorientierte Lebensqualität zum Ziel haben, die über das Konsumieren, über das Diesseits, hinausgeht.

Dieses zwanghafte gnadenlose Optimieren - müssen raubt der Liebesfähigkeit der Menschen Schritt für Schritt den Raum. Es tötet die Liebe, es tötet das Leben im Leben. Was ist mit dem, der nicht optimierbar ist oder es nicht sein will? Was ist mit den Todesverweigerern?

Diese gesellschaftlichen Wege, Irrwege, entsprechen zutiefst NICHT dem menschlichen Wesen.

In keiner alten und neuen Kultur wurden jemals solch ausbeuterische und zerstörerische Wege gegangen, keine Religion war in ihrer wahren Ausrichtung von derartigem zerstörendem Inhalt.

In der Tat werden dem herrschenden Neo-Kapitalismus Religions-Ersatzeigenschaften zugesprochen.

Das Gegenteil von Macht und Kontrolle sind Liebe und Vertrauen.

Jesus Christus sagt dazu: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Körper töten, sondern vor jenen, welche die Seele töten wollen.“

Wie auch immer wir „Seele“ oder „Geist“ definieren wollen, es sind diejenigen Teile des Menschen, welche uns als ewige Wesen, als Gottes Kinder mit dem Himmelvater und der ewigen Schöpfung verbinden. Wir sind Seele und Geist, wir sind Mitschöpfer Gottes des Urvaters. Dies vollends zu vergessen wäre der letztendliche Sieg des Zerstörers über uns und die Erde, denn es gibt dann keinen Weg zurück mehr.

So geht es in jedem Fall darum, sich auf die Qualitäten des Menschseins zu besinnen, welche eben keineswegs in den materiell-monetären Ebenen zu entdecken sind.

Soll diese Erde nicht vollends zur Hölle werden, so müssen wir umkehren, im Denken, und besonders dann im Handeln.

Manches Prophetenwort und die Worte Jesu in seiner Bergrede wie auch das Pfingstereignis geben mir Anlass zur Hoffnung und immer wieder Anreiz zum Tätigwerden.

Viele Neuoffenbarungsschriften christlichen Inhaltes bestätigen und vertiefen in besonders hilfreicher und umfassender Weise diese Gedanken.

Die alten Religionen und ihre bedeutenden Schriften erklären in weisheitsvoller Art die Entwicklungswege der Menschheit.

Viele unverdorbene Naturvölker, sofern es sie überhaupt heute noch gibt, leben aus sich heraus, ohne zivilisatorische Verbildung, ein harmonisches und weitgehend ungetrübtes, würdevolles Leben zwischen Erde und Himmel.

Als die christlichen Gemeinden begannen, sich von einer Machtstruktur vereinnahmen zu lassen, endete mehr und mehr das Wirken des Heiligen Geistes in jenen Strukturen. Nur die wirklich freien Menschen, welche nur ihrem Gewissen in ihrem Herzen und nicht einer anderen Person, auch nicht einem Papst, gehorsam waren, behielten die Offenheit und Empfangsbereitschaft.

Die Amtskirche wurde zu einer Machtstruktur, einer Organisation.

Eine neue Gemeinschaft mit geistiger Ausrichtung dagegen darf niemals Organisation werden, darf niemals Macht ausüben. Jesus selber lebte die Machtlosigkeit vor, besonders dann, wenn es in seinem Jüngerkreis zu Zwistigkeiten kam oder wenn sein machtvolleres Handeln erwartet wurde...

Er war der Diener seiner Freunde und hat diese Haltung auch erklärt und begründet. Er liebte seine Feinde und verfluchte sie nicht. Er fügte niemandem Schaden zu aber heilte, wohin er auch kam.

Ich unterscheide zwischen Gemeinschaft und Gemeinde. Aus der Gemeinschaft heraus kann spontan die Gemeinde Jesu entstehen, der immer wieder neu geborene kleine Ort der Liebe, vielleicht für Sekunden, Stunden oder länger, wie ein Blitz, der ungeplant alles erhellt. Die Gemeinschaft ist der Mutterboden und die Schule des Herzens hierfür. Wahre Gemeinschaft ist wie Gemeinde eine Gemeinschaft der menschlichen Machtlosigkeit.

Es ist im höchsten Grade „kontraproduktiv“, den Glauben in Institutionen, Organisationen oder Vereinen binden oder manifestieren zu wollen. Diese Stellen können bestenfalls Sachwerte verwalten. Der Glaube ist in höchstem Maße ein in jedem Menschen höchst persönlicher Vorgang, der nur in seinem Gewissen, seinem Geist, seiner Vernunft sich abspielt um dann im eigenen Leben und nach außen zu wirken. Das Wirken des Geistes ist seinem Wesen gemäß losgelöst von allen menschlichen Grenzen und Vorstellungen, somit können Institutionen, Organisationen oder Vereine, die das Glaubensleben ordnen, kanalisieren oder benutzen wollen letztlich der geistigen Entwicklung, der Transzendenz, dem Finden, dem Wachstum des inneren Menschen nur schaden. Daher auch die gegenwärtige existentielle Krise der Kirchen. Die Gläubigen suchen die Wege zur Wahrheit, finden sie in den Kirchen aber im Allgemeinen nicht. Das mystische Christentum, das heißt die Befreiung des Einzelnen in seine alleinige Eigenverantwortung für seine Suche, seine Gedanken, seine Wünsche, sein Leben und seine persönliche Verbindung zu Gott ist die einzige Antwort. Nur dies wird uns die ersehnte neue Welt in Freiheit bringen.

Die bisherige christliche Glaubenslehre personifiziert Gott in besonderer, spezieller Weise. Dies wirkt in einer Hinsicht sehr tröstlich und menschlich nahe. Bei weiterem Durchleben und Suchen bestätigt sich diese starke Nähe durch Personifizierung mir aber nicht. Es entsteht ein Vakuum, welches den Menschen wieder zurückwirft auf sich selber, auf sein Gewissen und seine Lebenskraft. Die menschliche Personifizierung Gottes als Vater Sohn etc. öffnet ferner leider einem autoritären Gottesbild, einer All-Anwesenheit und Allmoralisierung und damit Disziplinierung und Herrschaft die Türen. So wird das suchende Menschenherz Opfer des Missbrauchs.

Diese Entwicklungen waren möglicherweise beabsichtigt, als das Christentum als Staatsreligion verwendet wurde. Ursprüngliche Texte wurden in jenen Zeiten verfälscht oder auch unterschlagen.

Eine neue und erweiternde Perspektive ist für mich unter anderem das Erkennen und die Hinwendung zur Erdenmutter als notwendige physisch erlebbare Lebensquelle und zur Dimension des geistigen Himmelvaters gleichermaßen, als für uns Menschen auf der Erde nicht zu trennende Lebenseinheit des vergänglichen aber notwendigen Körpers und seines ihm innewohnenden Erlebens mit dem ewigen Geist.

Denn allein der geistige Aspekt des Menschseins und sein Ziel in Gott genügen nicht, die irdischen Aufgaben und Fragestellungen, die in uns und außerhalb von uns auftauchen, praktisch zu beantworten. Wir haben hier und jetzt einen Körper, eine Gefühlswelt, Erinnerungen, eine Psyche. All dies kann leiden oder erkranken. All dies hat seinen lebendigen Grund in der Erdenmutter, dem körperlich-lebendigen Gesamtwesen. Mehr und mehr verstehe ich somit auch den Spruch, dass nur in einem reinen Körper auch ein reiner Geist wohnen kann.

Mein erster starker Impuls, eine Umkehr oder Neuausrichtung war ja mein Ortswechsel in den Wald, um die Nähe der Erdenmutter neu aufzuspüren, aufzunehmen und zu verstehen.

Das Verständnis für die Erde als heilige Mutter unseres körperlichen Lebens, die uns mit allem was wir brauchen zur Freude und Gesundheit, versorgen will, die eine unerschöpfliche Fülle an Kreativität zeigt und sich immer wieder erneuert, dieses selbstredende Verständnis fehlt in unserer westlichen Zivilisation, welche nun die Erde beinahe vollständig überschwemmt hat mit ihrem Gedanken“gut“. Die Erde musste untertan gemacht werden, was verstanden wurde als Ausbeutung, Benutzung, Zerstörung. Die Natur wurde als gefährlich und feindlich gebrandmarkt, sie musste unterworfen und beherrscht, wissenschaftlich zergliedert werden.

Die alten Religionen, die unverdorbenen Naturvölker und die apokryphen Schriften der frühen Christenheit kennen Mutter Erde. Die Erdenmutter wird von Jesus selber erwähnt und Wege zur Versöhnung, zur Heilung, gezeigt. Sehr bewegend und erhellend sind für mich die Friedensevangelen der Essener.

Wir trennen uns von ihr nicht nur, indem wir ihre Schätze ausbeuten und vergeuden, indem wir Lebensräume zerstören, sondern auch, indem wir schlecht gegen uns selber, gegen unseren Körper, welcher Werkzeug und Tempel des Heiligen Geistes ist, handeln.

Fragen der Ernährung und Lebensführung sind für uns immer bedeutender, und Antworten werden angesichts der schrecklich um sich greifenden Zivilisationskrankheiten dringend erwartet.

Das Ziel und der Weg einer Gemeinschaft sind für mein Verständnis zunächst darin zu finden, sich einander zu ermutigen auf dem gemeinsamen Weg der geschwisterlichen Solidarität, welche Liebe und Demut heißt, auf dem Weg, eine neue Ganzheit zu suchen als Mensch zwischen der Erdenmutter und dem Himmelsvater und eine neue gesunde Umgangsweise mit den praktisch-lebensnotwendigen Dingen wie z.B. Nahrung, Wasser, Sonnenlicht zu entdecken.

Stichworte dazu sind:

Immer freier werden von äußeren Abhängigkeiten und sogenannten Sachzwängen

Kein Privatbesitz an Grund und Boden und Gebäuden

Die Erde neu wahrnehmen lernen als liebende Mutter

Immer größere Achtsamkeit für sich selber erlernen, was die Ernährung und Lebensführung angeht
Immer größere Achtsamkeit für sich selber erlernen, was die Gedankenwelt und ihre Ausrichtung angeht

Immer tiefer in den Wunsch hineinwachsen, lieben zu lernen.

In meinem Mitmenschen stets den Teil von mir sowie zugleich den Teil des Christus suchen, der auch in ihm verborgen ist.

Aus all dem folgt: eine neue Freude am Leben, eine neue Freude über das Erkennen des wahren Lebens.

--

Dies muss nicht zwangsläufig in einer verbindlichen Lebens- und Arbeitsgemeinschaft in einem definierten Ort sein, aber es bietet das wirkliche auch räumliche Zusammenleben sehr viel und raschere Lernmöglichkeit. Die Lebens- und Liebesqualität steigt.

Das gemeinsame Leben an einem bestimmten Ort ist allerdings dann notwendig, wenn hilfebedürftige Menschen oder Kinder mitleben.

Die Selbsterkenntnis und Liebe, welche Jean Vanier in seiner Arche-Gemeinschaft lebt, sind für mich vorbildhaft.

Die Gemeinschaft soll aber niemals Selbstzweck bekommen und nicht automatisch an erster Stelle stehen. Alle Liebetat für den Anderen und für die Gemeinschaft soll aus freiem Herzen und gerne geschehen. Aus freiem Herzen kann man sich auch selber verpflichten, aus dem Spontanen heraus dauerhaft handeln zu wollen.

Auch muss das Alleinesein genauso zum Gemeinschaftsleben dazugehören wie das Zusammensein. Das Wasser lebt aus der Bewegung, aus dem Wellenberg und dem Wellental, aus Ebbe und Flut. So wie die Stille ist auch das Alleinesein elementar wichtig, um sich immer wieder neu auf den Weg in die eigenen Herzensgründe zu machen. Denn nur ganz in der Tiefe des Herzens können wir zu allem Ja sagen, was uns zunächst als unmöglich erscheint. Nur dort finden wir die stille Kraft des Geistes. Deswegen ist Gemeinschaftsleben ein Weg der gegenseitigen Hilfe zur Bewusstheit.

Die Mächte der Welt wollen die Menschen mit aller Kraft und Tücke in die Bewusstlosigkeit führen um dadurch alle Macht über sie zu bekommen. Jeder Mensch verfügt aber nur über einen gewissen eigenen Blickwinkel und ist sich selber gegenüber oft nicht richtig in der Lage, sich zu erkennen, gleichwohl er dieses Erkennen benötigt. Das ehrliche Ansprechen unter vier Augen in der Liebe ist unumgänglich und ein großer Schatz und Hilfe, den richtigen Weg immer wieder zu finden.

Das Leben, die eigenen Ziele und Wege sowie die jedem Einzelnen sich bietenden oder innewohnenden Möglichkeiten und Kräfte sind niemals etwas Festes, Statisches, sondern das Ganze ist ein sich bewegendes System der Unwägbarkeit, es ist niemals Schema. So auch das Leben in und mit der Gemeinschaft. Es ist Dynamik.

Um diese Dynamik zu einem lebendigen Strom werden zu lassen, müssen gewisse Eckpunkte für das Zusammenleben markiert werden. Ein kleiner Kreis von Mitgliedern bildet, bestimmt durch die ganze Gemeinschaft, so etwas wie einen inneren Kern der Kontinuität.

Rückblende: Heinrich mit sieben Jahren

Ich spielte mit meinen Cousins und den Nachbarskindern von Stemmigs im Sand auf dem Hof meiner Großeltern in Benteler. Der Inbegriff von Friedlichkeit, selbstversunken, spielend, redend, träumend, das heilige Spiel der Kinder.

Plötzlich ein schneidendes Brüllen, das Himmel und Erde erschütterte und über uns hinwegschoss im Bruchteil eines Herzschlages, eine doppelte lange Abgaswolke hinter sich herzerrend. Ein fernes Grollen in der Ferne. Der Tiefflieger verschwand.

Von da an zweifelte ich an dem Verstand der Erwachsenen, mehr noch, mir stand klar vor Augen: Erwachsene sind geisteskrank!

Rückblende: Aussteigen aus dem Arbeitszwang

Ein Tag am Fluss der Ahnen

Ein glücklicher Impuls lenkte mich und mein Motorrad nach einem Besuch der alten „Heimat“stadt Lippstadt an die Lippe, ich sah dort nämlich riesige Sandhaufen sich zeitweilig auftürmen, dann nach Wochen waren sie wieder verschwunden. Man war emsig an der Lippe beschäftigt.

Hagedornsweg: Weite Wiesen, fast endlos, keine Zäune mehr, am Horizont Pappeln und Weidenbäume, der Kirchturm der Marienkirche, Margaritenblüten zwischen Gräsern, ein Paar Schwäne ziehen rauschend über mich hinweg.

Dann sehe ich die Lippe, urzeitlich sich windend im ausgewaschenen Sand, abgebrochenes Ufer mit Inseln und umgestürzten alten Weiden, Brutlöcher der Uferschwalben, der träge Fluss, in kleinen und großen Kringeln sich immer wieder vom Ufer abstoßend, weißer Sand über dem zigtausende kleiner Fische im warmen Randwasser des Ufers sich sonnen, Fische springen aus dem Wasser, ihre klatschende Rückkehr ist die einzige Unterbrechung der Stille.

Ich fühlte mich überwältigt, das hatte ich nicht erwartet nach Asphalt und Ampeln, nach Gestank und Hetze und Anonymität der Stadt.

Ich setzte mich in den weißen Lippesand und wusste: Ich habe etwas Wesentliches gefunden.

Am nächsten Tag schon war ich wieder hier, das Café hatte Ruhetag, ich spürte eine riesige Anspannung in mir, weil allein ich ja andauernd für alles alleine verantwortlich war im Planen und Ausführen, in der Dauerpräsenz zu den Gästen und den wirtschaftlichen Zwängen.

Ich zog mir Hemd und Hose aus und watete vorsichtig durch das Wasser, der Sand war manchmal fest und manchmal wie unendlich weicher Schlamm, ohne je einen festen Grund zu bieten, alles fühlte sich so weich und zärtlich an, Wasser, Sand, Schlamm, Sonne, Stille.

Ich lag acht Stunden im Sand am Ufer ohne noch irgendwie die Zeit und ihren Verlauf zu spüren. Ich ärgerte mich darüber, dass offenbar meine Uhr plötzlich eine fremde Zeit anzeigte. Denn ich erwachte erst am späten Nachmittag, - die Uhr war ganz intakt.

Sich durch die Arbeit, die dem Leben dienen soll, so zu verausgaben, dass sie das Leben zerstört, ist ein hypergefährliches Paradoxon.

Von diesem Tag an führte mich der Weg immer wieder dorthin, die Lippe wurde zu meiner ganz eigenen Oase.

In jener Zeit wurde mein Gespür für die Frage geschärft: Was tut dir denn wirklich gut? Was geht tiefer und ist wertvoller als die Vordergründigkeit des Alltages mit ihren Sachzwängen?

Wer sind wir denn wirklich, wir Menschen?

Und wozu tun wir uns selbst und indirekt den Anderen so viel Zwang und Qual an? Wie ist diese Welt entstanden, wie entsteht sie dauernd, diese Welt, die wir jeden Tag als normal annehmen oder auch nicht annehmen?

Die Entscheidung war getroffen, an jenem Tag, beim Herrichten der Tische im Cafégarten, und wurde wiederholt und bestätigt durch das Erlebnis an der Lippe.

Hatten meine Ahnen nicht hier gelebt, in der Natur, gearbeitet, geliebt, gelitten, gefeiert, kannten sie diese Erde nicht besser als wir nachmodernen Menschen?

Kannten sie nicht das Wasser, den warmen Sand, die Tongruben, die Vogelstimmen des Tages und der Nacht, die Stimmen des Windes und das Glimmen der Sterne?

Kannten sie nicht auch die leise Stimme des Herzens, des Bauches, weil ihre Welt eine leisere war, ohne Motoren und Pseudomusik aus der Konserve?

Ja, Holthaus Heinz, der Nachbar, der sang auf dem Traktor laut über die Wiesen noch zu meiner Zeit, und bei Familie K. im ‚Brauke‘, da spielten die Söhne auf dem Akkordeon und die Eltern tanzten vor dem Hause, zur Zeit vor dem großen Krieg, dem zweiten.

Mir kam wieder, nach vielen Jahren, die Rede des Indianerhäuptlings Seattle in den Sinn. Sind seine Worte nicht viel näher am Puls des Lebens auf der Erde als all das, was wir lernen in Schulen und Universitäten, als das, was Stunde um Stunde uns eingehämmert wird?

Und: Woher kommt unser so oft selbstzerstörerisches Handeln, woher kommt die lebenslange Suche, ohne je zu finden?

Und wieder tauchte Erinnerung auf, ein Buch, vor Jahren gelesen, in der Babyzeit von Linde und Johannes, meinen Kindern:

‚Auf der Suche nach dem verlorenen Glück‘ von Jean Liedloff.

Es bestätigte sich wieder, was ich als kleiner Junge, im Sand vor dem Hause der Großeltern erlebt hatte: Die zivilisierte Welt ist verrückt! Sie glaubt den Dogmen von Mangel und Gefahr, von Angst und Konkurrenz, und erzeugt immer neues Getrenntsein vom Leben, verhindert Zuversicht und die Überzeugung, aufgehoben zu sein.

‚Walden‘. Henry David Thoreau sprach es aus in seinem Buch, vor Generationen.

Einige Nächte verbrachte ich vor dem PC und suchte nach einem Waldstück oder großen Garten.

Ich wollte das Lebensnotwendige, das, wofür sich der normale zivilisierte Mensch gefälligst täglich krumm zu legen hat, als meinen Lebensraum autonom besitzen, oder besetzen, nein, was wollte ich?

Wollte ich denn nicht ganz schlicht und einfach nur leben, so wie Menschen leben, wie meine Vorfahren, von und mit dieser Erde, immer im Vertrauen, dass sie mich auch versorgen wird, die Mutter Erde? Nein, wirklich, besitzen will ich Dich nicht, meine Mutter, Erde, Natur. Lernen will ich wieder, wie ein Kind lernen, aus Deiner unerschöpflichen Kreativität lernen für das wahre Leben, auch wenn ich schon alt bin, älter als meine Vorfahren vor Jahrhunderten wurden, auch wenn ich dem Alter nach lange kein Kind mehr bin.

Kein Zweifel plagte mich.

Mein allerletztes Notgeld wollte ich dafür als Preis geben.

Szenenwechsel: Heinrich mit achtzen Jahren

Kreiswehrrersatzamt Arnsberg:

Ein alter Bau mit klassischem Treppenhaus, öde und streng. Eine Handvoll ebensolcher älterer Männer saß dort, mir zu Gericht, festzustellen, ob mir die Inanspruchnahme des Rechtes auf Kriegsdienstverweigerung denn zustehe oder wohl eher nicht. Ein Gewissen wird überprüft.

Später höre ich dann von meinem Dienststellenleiter des MHD auf der Rettungswache, wo ich den Zivildienst ableiste, daß man dort schon VOR meiner Verhandlung wusste, dass ich ihnen zugeteilt werde-.

„Selig die Friedfertigen, denn sie werden das Land besitzen...“
„Du sollst nicht töten.“
„Der das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen.“
„Trachtet zuerst nach Gottes Reich und seiner Gerechtigkeit, dann wird euch alles andere hinzugegeben.“

Ich bin in der Kirche aufgewachsen.

Der Dienst in der Kirche war ein Beispiel meines Vaters. Ich verstand nie eine Predigt, aber ich verstand die Musik, die Gemälde, die Wolken des Weihrauches und die lateinischen Gesänge.

Peter Hecker, der Kirchenmaler, frühstückte bei uns, erzählte mir meine Mutter.

Das Gemälde des Marienaltars zeigt Maria, umgeben von den Menschen des Heute: Kinder mit Blumen, ein Musiker der hingebungsvoll Geige spielt, eine weiße Taube, blasierte langweilige Leute mit Hut, die sich abwenden, dem vordergründigen Weltvergnügen zu.

Ich verstand die Krippendarstellungen, die mein Vater aufbaute, die großen geschnitzten Holzfiguren mit den ausdrucksstarken ernsten Gesichtern.

Das Ineinanderschwingen des Glockengeläutes verbindet sich mit der meist etwas zu dominierenden Orgel, und beides hebt in eine andere Sphäre.....

Wer ist denn nur dieser Christus, dieser Jesus, der diese Bergrede hielt, die man nicht versteht und nicht annehmen kann, es aber so gerne möchte?

Wer ist der pancrator Christus auf dem riesigen Gemälde in der Kuppel des Chorraumes von St. Albertus Magnus und des Patroklidomes in Soest?

Wo treffe ich ihn, von dem so oft und so wenig verständlich buchstabiert und gesungen wird?

Seit vierundfünfzig Jahren höre ich Predigten, immer mit den gleichen Worten.

Was hat sich seither geändert? Wo ist das Reich Gottes? Was ist es?

Warum predigt man noch, nach Weltkriegen, Massenmorden und weltumspannenden Lügen? Alles dauert bis heute an und wird immer perfider und verworrener...Was nur ändert sich, was?

Gibt es keine Hoffnungsschimmer, die auf ein wirkliches Leben in Ehrlichkeit, die auf dem Weg des Menschwerdens und des Menschseins wenigstens hindeuten?

Was bedeuten diese Fragen für mich? Was heißt das alles, was mir im Leben begegnet, für heute und jetzt, für meine Taten und Ziele?

Der Wald und deutsche Geschichte

Schon in der ersten Nacht meiner Suche fand ich es.

Wald, 4,3 ha, ehem. WGT-Funkstation. Ich konnte sie ansehen die Funkstation, per google-earth. Sie war es. Immer wieder im Laufe eines Tages und der Nächte klickte ich das Bild an, vergrößerte die Umgebung. Wald. Sandwege, Dörfer, Kilometer entfernt. Die schwarze Elster, die Elbe. Also das legendäre Ostelbien. Dort würde ich also sein.

Wir fuhren mit dem Auto über zwei, drei Tage, Sebastian und ich. Es war so gut, zu erleben, es gibt noch etwas anderes als Kaffeetassen und Spülmaschinen, als nächtliche Buchführung und Einkaufen..

Der erste Ausstieg unterwegs auf dem Gebiet der ehemaligen DDR. Für mich war es nur Deutschland, aber es ist wieder „die ehemalige DDR“ für mich geworden.

Meine Unbefangenheit änderte sich durch das Aufsaugen anderer Eindrücke, staunen, fragen, schweigen, hin zu einer Färbung meines Blickes, eher hin in Richtung des Grau und seiner gelblichen Schattierungen, wie sie die vielen Ruinen und leerstehenden Häuser hier zeigen.

Häuser mit Hofeinfahrten, hoch und verschlossen, stehen dicht an dicht aufgereiht an der Straße.

Die Hälfte vielleicht ist fröhlich gestrichen, in krassen Farben oftmals, eine andere Hälfte steht da oder nicht mehr. Hier hängen noch die Gardinen meiner Kinderzeit gleichermaßen trutzig wie vergessen grau hinter alten Fenstern, diese noch generationenalte Handarbeit, mein Handwerkerherz höher schlagen lassen. Der Lack an Fenstern und Türen pelzt sich in malerischen Wellen und Kringel ab, wie geschält, geschnitzte Haustüren, in die Hand kunstvoll geformte Türdrücker...

Wanzer am Aland.

Ein Brennesseldorf mit EU-Backhaus und neuer Bockwindmühle. Nichts darf benutzt werden, sagt die EU, nicht zu kommerziellen Zwecken. Brot backen im alten neuen Feuerbackofen, Getreide mahlen mit der Dorfwindmühle, Verkauf im nahen Berlin. Das wäre eine Sache. Neues Selbstbewusstsein könnte wachsen.

Aber wir finden auch so ein Selbstbewusstsein, das mich tief berührte, in Wanzer am Aland. Eine Aufrichtigkeit und eine Ferne von jeder Heuchelei. Keine bunten Fassaden, nicht außen und nicht innen bei den Menschen.

Stolz und Freude über das, was sie erreicht hatten, die wenigen noch verbliebenen Dorfbewohner von Wanzer. Das, was man dann nicht mehr schafft zu bearbeiten, wird auch nicht kaschiert. So sind wir. Wir können nun nicht anders.

Ja, hier wachsen Brennesseln auf dem Fußweg, ja, hier ist ein Haus vollkommen eingewuchert und dennoch bewohnt.

Zu den eigenen Grenzen stehen, die Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Machbaren ehrlich annehmen

Danke Wanzer. Deine Ehrlichkeit finde ich im Westen Deutschlands nicht.

Wo bitte in den westdeutschen Zeitungen lese ich etwas von dem kaum vorstellbaren Bevölkerungsschwund hier in den ländlichen Gebieten und was dies für die Menschen, die nicht fortziehen sondern in ihrem Ort bleiben, bedeutet?

Der Fläming

Wir fuhren lange, auch durch eine Stadt mit dem Namen Jerichow. Der Vater meiner Nachbarin war dort vor dem Kriege Domänenpächter.

Dann der Fläming. Die Felder wichen der Natur, Kiefernwälder ohne Ende, Sanddünen, etwas dünnes Gras, Ginsterzweige. Einzelne kleine graue Siedlungen mit geschweissten Eisenzäunen und grauen Betonlampen. Gelegentlich ein Trabi mit Anhänger. Nach Treuenbrietzen erreichten wir Jüterbog. Die Zeit stand still, schon sehr lange, in Jüterbog.

Etwas zieht mich an, etwas, was von Orten und Taten ausgeht, welche die Zeit, ihr Rasen und Vergessen, anzuhalten vermag. In diesem neuen kleinen Raum der Zeitlosigkeit gewinne ich Platz zum Nach- und Vordenken.

So auch in der Gegend von Jüterbog.

Die eindringliche Monotonie, das Verbergen von etwas ganz Gefährlichem an der langen geraden Straße von ‚Altes Lager‘ und ‚Neues Lager‘ nach Jüterbog, die zerfallenden kleinen Arbeiter- und Handwerkerhäuser direkt an der Straße, der Liebfrauenkirche gegenüber, sie gehören hier hin. Sie halten die Zeit fest, mit ihren hängenden Klappläden, mit ihrem bröckelnden Putz und hervorleuchtenden rötlichen alten Backsteinen, die eingesunkenen Dächer, die alten aufgemalten und kaum mehr lesbaren Schriften über den Läden:.....

Und das versunkene Pflaster der Straßen und Gehwege, das Gewicht der Jahrhunderte nicht mehr zu tragen imstande, aber dennoch tapfer und würdig am Platze. Alt sein kann auch bedeuten: Schön werden. Schön in Ehrlichkeit.

Die alten dicken Alleebäume halten die Straße und ihre Benutzer fest, dass sie nicht vom rechten Wege abkommen, nicht verlorengelassen in der weiten Landschaft des Fläming. Sie sind sehr alt.

Dann die Robinien. Fremdartig exotische Baumgestalten, grobe Borken wie eingefressene Flussläufe in unbewohnten Landschaften.

Wieder Kiefernwald.

Dann Mügeln. Der Ort von google-earth-. Ich halte den Luftkartenausdruck vor mich, jetzt gilt es, Natur und Papier in schlüssige Übereinstimmung zu bringen, um den Weg zur Funkstation zu finden.

Ihr Verkäufer erklärte mir, alle Gebäude seien abgebrochen bis auf ein kleines, der Weg dorthin sei sicher zugewuchert.

Alle Wege, in welche wir vom Hauptwaldweg einbogen, waren wirklich zugewuchert.

Die erste Stelle war eine Wildschweinesuhle. Wir kehrten um und fuhren geradeaus weiter. Ein Kilometer im monotonen Kiefernwald über und durch Schlaglöcher kommt einem immens lang vor. Was, wenn wir es überhaupt nicht finden?

Kann ein Wald so unermesslich groß sein, dass man nicht mehr aus ihm herausfindet?

Die 'Glücksburger Heide', heißt der Wald. Von Heide nichts zu sehen.

Eine Abzweigung, ein Kahlschlag, eine Art Sandkreuzung, -wir werden es wohl nicht finden. Von der Natur zurückgeholt und wieder eingegliedert in ihren Kreislauf.....

Ein sonderbarer kleiner Hügel nebst Bank und Schild, welches über Rothirsche informiert. Dann links ein kleiner Sandweg, versperrt durch eine eiserne Schranke, ein Rohr, quer über den Weg, ein Schild, welches vor Munition warnt und das Betreten nicht empfiehlt.

Die russische, die militärische Vergangenheit des Geländes und des gesamten Landstriches bereiteten mir überhaupt keine argen Gedanken.

Fahrzeuge nutzten wohl regelmäßig eine Umfahrung, die durch das Fällen einer Birke ermöglicht wurde. Müllhaufen und Tüten lagen davor, alte Fliesen und Windeln, gequollen prall und rund.

Sebastian befuhr nun langsam die Allee, und ich sagte nur: „Sebastian, halt an, wir haben es gefunden. Lass mich aussteigen, ich muss zu Fuß gehen.“

Dies war es wieder, dieses Spüren, diese innere Vibration, dieses Fühlen von Richtigkeit, wie Jean Liedloff es so schön einfach beschreibt.

Ich betrete den weisslich-gelben Sand der Birkenallee, die eine leichte Erhebung hinaufläuft. Es ist Oktober, noch tragen die Birken ihr Laub. Der umringende Kiefernwald steht wirr und dicht, und in der Mitte des Weges wächst Heidekraut, einige wenige dünne bläuliche Gräser, höchstens handhoch.

Das Auto steht auf dem Weg, Motor aus, STILLE.

Wir kommen auf einen großen Parkplatz, mit vielen Bauschutthaufen und alten Autoreifen garniert, zwei kleine Flachdachhäuschen begrenzen den Platz.

Zwei dichte Reihen hoher Fichten wie aus dem Schwarzwald importiert, mit langen geschweiften Ästen, erlauben uns nur zögerlich, die Blicke auf ein großes weißes Haus zu richten, rechter Hand lauert zwischen kleineren Kuschelkiefern ein Backsteingebäude mit riesigem blauen Tor.

„Da steht die Basisgemeinde nach ihrem Zerfall“ schießt es mir in den Sinn, bei diesem ersten Anblick. Das Haus erinnert an jenes weiße Gutshaus in Schleswig-Holstein.

Die Atmosphäre des Anwesens macht uns sprachlos.

Vor der Treppe zum Eingang des Hauses liegen alte Computer, zerlegt, zerschlagen.

Türen und Fenster gibt es nicht mehr, lange graue Fäden wehen aus den Fensterhöhlen, alte zersetzte Folie wohl.

Wir wagen uns gar nicht in das Gebäude, sondern setzen unsere Expedition über den von den Fichten dicht zugewachsenen Betonweg fort. Dort hinten stehen kleine Häuser, ohne Dach, ein hoher Maschendrahtzaun ist zu erkennen, ein kleiner Hügel mit herausragenden Rohren, Wiese, langes Gras, dessen Rispen sich sanft wiegen, -- uns willkommen zu heißen?

Ein Gefrierschrank liegt im Moos, Haufen von Kabelisolationen, Gipsbauplatten, Haufen von Plastetüten mit leeren Gläsern von Babynahrung, ebenso viele mit jenen prallen Windeln wie oben an der Schranke....Wir sind in einem Brennpunkt der Zivilisation angelangt. Die Rückseite des großen Baues liegt zu unserer Rechten, große Graffiti stören unbeholfen und aufdringlich die klare Gliederung des nüchternen Gebäudes, neun Achsen, man könnte es beinahe spätklassizistisch nennen, mit Flachdach, wie bei google-earth zu sehen.

Ich bin entzückt, als ich Apfelbäume entdecke, wage gar nicht weiterzupirschen, denn wo ist die Grenze? Alles ist so groß und weitläufig nach der langen engen Autofahrt, die Natur hat die Ordnung der Anlage überwachsen, als sei dies ihre einzige und vornehmste Aufgabe.

Wir betreten das Haus und fürchten, uns darin zu verlaufen. Haufen staubigen Materials liegen auf den Betonböden, leere Schaltschränke gähnen uns an, oben dann zwei riesige Säle mit Blick in den Park, wie ich die wilde Wiese sogleich nenne.

Was um Gottes Willen soll man mit solch einem Haus anfangen? Wir klettern aufs Dach, mir ist alles auf einmal unheimlich, erst im zweiten Anlauf klettere ich ganz nach oben.

Wieder unten angelangt, finden wir die Raucherecke nebst Picknickplatz der russischen Soldaten zwischen Schwertlilien, Liguster und wilden Rosen.

Umgestürzte kleine Mauern im Heidekraut flankieren sie noch, morsche Bohlen auf Eisenstützen. Sebastian entfacht ein Feuer, wir machen Rast.

Wieder ist etwas gefunden, ich spüre es deutlich, wage es aber nicht auszusprechen oder mir einzugestehen.

Sebastian und ich fahren am nächsten Tag zurück in den Westen, nachdem wir die Funkstation und ihren Wald noch einmal besucht haben. Wir fanden rätselhafte Spuren irgendwelcher Tätigkeiten irgendwelcher Leute, abgetragene Dächer, ein zurfleddertes Sozialgesetzbuch II, tief ausgehobene Gräben und Schächte, eingeschlagene Fenster. Ich versuchte, mir ein Bild, eine qualitative Abschätzung des dazu gehörenden Waldbestandes zu machen. Das Brunnenhaus entdeckten wir als solches, dort wo das Bohrloch ist, aus dem die Wasseranlage gespeist wurde. Alle Geräte und Maschinen waren gestohlen, ja, die letzten Steckdosen und Schalter ebenso oder sie hingen zerschlagen aus den Mauern heraus.

„Ja, das war es dann wohl auch nicht?“ fragte Sebastian hoffnungsfroh, denn er konnte es sich wohl nicht vorstellen, dass ich freiwillig so dermaßen weit fort und dann auf ein solches Gelände ziehen könne.

„Das Haus ist sehr stabil und qualitativ hochwertig in der Rohbausubstanz. Es bietet doch viele Möglichkeiten. Und erst der große Park, der Wald, der schöne Sand und seine eigentümliche Flora...“

Er sah mich ungläubig an, da ich positive Worte für diesen ominösen Ort finden konnte.

UMZUG

In der Nacht vom fünften auf den sechsten März 2012 fand die Umzugsfahrt von Lohne zur Glücksburg statt. Der gute Sebastian hatte die große Freundlichkeit, mich auf der Fahrt ins Ungewisse zu begleiten. Ohne ihn hätte ich diesen Umzug nicht machen können.

Diese Glücksburg, wie ich sie gerne und zärtlich nenne, war in der Tat von verschiedenen Kräften auf deren je eigene Art, besetzt gewesen. Dessen wurde ich mir im Laufe der ersten Zeit nach dem Umzug bewusst, hatte ich doch naiverweise angenommen, ich zöge quasi auf einen unbekanntem und unbewohnten fremden Planeten.

In den Jahren vor meiner Ankunft tummelten sich auf diesem Gelände Motorcrossfahrer, schiesswütige Neonazis, Metall- und Kabeldiebe, simple Zerstörer und auch Fetenfeierler... Ich hatte mir die Ankunft hier theatralischer ausgemalt, in meinen kühnen und romantischen Träumen. Stattdessen kamen wir hier nach einer nicht enden wollenden Nachtfahrt, mit einer halbstündigen Schlafpause irgendwo auf einem Rastplatz zwischen fremdländischen LKW und einem fünfminütigen LIDL-Bäcker-Frühstück auf dem Parkplatz an Jessens einziger Hauptstraße, wo ich auch das erste Mal den Bio-Laden entdeckte, vollkommen zugebrummt, übermüdet und wieder wachgeputscht und dann auf schlechtem langen Waldweg durchgerüttelt vor der Schranke an.

In Mügeln hatte ich den LKW beinahe festgefahren, weil man den noch in Straßenplänen eingezeichneten Weg über die „Heidetrift“ kurzerhand umgeflügt und dem Ackerland zugeschlagen hatte. Somit wurde morgens schon in Mügeln bekannt, dass ein Umzugswagen mit sehr fremden „HH“ Kennzeichen einfach in den Wald geschaukelt ist. „HH-HZ 9974“ Das waren meine Initialen nebst dem Beginn meiner neuen Telefonnummer. Sebastian erkannte dieses gefügte Faszinosum als Erster.

Ich war glücklich, überglücklich und verliebt. Ich bin endlich hier!

Wir haben sofort den Wagen ausgeräumt. Es war sehr sehr anstrengend, hatten doch zehn bis vierzehn Hände dieses Zeugs hineingeschleppt, über einen langen Tag hinweg, und nur vier müde Hände mussten alles in kürzester Frist ausräumen. Vieles blieb draußen stehen, ich konnte es nicht ins Haus schleppen. So viele Sachen für nur einen Menschen? Und wie vieles hatte ich schon in Lohne gelassen! Das zeigte mir nochmals überdeutlich, wie wichtig das Entrümpeln des Lebens ist. Wieder mussten wir die Schranke umfahren, das Schloss ging nicht zu sprengen, es war ein sehr gutes. Nur ganz knapp passte der Lastwagen zwischen den Birkenbäumen hindurch, er klemmte rechts und links, die Kurve war sehr knapp zu nehmen. Der Wagen blieb heil, die Birken auch, nur unsere Nerven hatten gelitten.

Kein Wunder, nach durchgearbeiteten Tagen und Nächten. Die letzten zwei Monate vor dem Umzug waren grässlich. So war es dann kein Wunder, dass wir uns in Wittenberg nach der Wagenrückgabe noch herzlich gestritten haben, der Sebastian und ich. Ich hatte uns überfordert mit dieser ganzen Aktion. Es war zuviel gewesen. Und im selben Moment darauf war ich auch schon allein.

Rückfahrt mit der Bahn nach Jessen. Zu Fuß vom Bahnhof durch meine neue Heimat, die Stadt und vor allem: den Wald.

Ich hatte mich gleich verlaufen, nämlich den zweiten Wegarm genommen anstelle des ersten. Die Wanderung wurde lang, ich richtete mich nach der Sonne und konnte quer übers Ackerland und durch Wassergräben mein Grundstückchen erreichen. Das war sehr sonderbar und fast unheimlich, von der Rückseite durch den Wald zu pirschen, noch gar nicht näher wissend, wo genau nun mein Anteil am Ganzen beginnt oder endet. Und im Wald, o Schreck, der sieht ja überall ähnlich und verschieden zugleich aus. Wo bin ich hier?

Eine stoische Gleichmütigkeit überkam mich ob der gänzlichen und zu offensichtlichen Unbewohnbarkeit meiner Ruine. Ich hatte zwar den Vertrag unterschrieben, aber noch nicht die Zahlungsaufforderung erhalten, war folglich auch noch nicht der legitime offizielle Eigentümer, wenngleich ja die Eigentumsvormerkung schon im Grundbuch zu finden war.

Das alles machte mir gar keine Kopfschmerzen. Es war ganz klar, ich MUSSTE hier hin, und nun war ich es auch. Also ist alles GUT.

Und nun wurde ich auch sogleich darin belehrt, dass ich keineswegs annehmen sollte, ich sei ab sofort alleine. Schon bei meinem Fußmarsch über den Acker klingelte mein neu geschenkt erhaltenes transportables Fernsprengerät und Walter aus dem Westfalenland kündigte sich atemlos an. Er war bereits seit Stunden hier im Wald unterwegs, ohne mich oder die Glücksburg entdeckt zu haben.

*Hz Sommer 2012, direkt nach dem Umzug
Exkurs Bauchgefühl*

Nach dem Marsch vom Jessener Bahnhof zurück in meinen Wald, vielleicht acht oder neun Kilometer, traf hier ein Mensch namens T. ein.

Ich war darüber heimlich sehr erstaunt, meinte ich doch, hier weit ab der Besiedlungen so schnell keinen Menschen anzutreffen. Aber, war denn nicht die Allee durchaus häufig befahren? Aber von wem? So zugewuchert wie prophezeit war sie jedenfalls überhaupt nicht.

Nun, dieser Mensch T. war jedenfalls sehr freundlich und hilfsbereit, versuchte viel zu reden und zu fragen. Und kam dann fast jeden Tag, oder zumindest mehrmals in der Woche.

Ich fragte mich im Stillen: Wozu kommt er so häufig? Denn ich bat ihn nicht darum.

Er berichtete auch vieles aus seinem aktuellen Leben, was mich wiederum erstaunte, denn ich betrachtete ihn keineswegs als Vertrauten oder gar Freund. Für mich war er nach wie vor ein Fremder. In mir erwuchs mehr und mehr eine beobachtende Distanz, eine Vorsicht.

Etwas Leises in mir warnte mich. Es gab in seinem Verhalten eine Störung von Nähe und Distanz, jenem diffizilen Spiel von persönlichem unantastbarem Intimraum und gemeinsamem Teilen. Ich nannte es für mich Kumpanei, eine mir bisher fremde Art des Umganges.

Schließlich wuchs mein Unbehagen immer mehr, und ich versuchte mich selber zu disziplinieren, indem ich mir sagte es sei doch sehr gut, dass jemand mir hilft, der von hier kommt und Land und Leute kennt. -

Die Kumpanei ist letztlich auf das Einheimsen des eigenen Vorteiles gerichtet, sie heuchelt so lange Kameradschaft bis dies nicht mehr notwendig scheint und man den erhofften Vorteil gewonnen hat, gleichwohl vielleicht durchaus auch Sympathie oder Interesse vorher mitgeschwungen haben mögen.

„Lass uns heut doch die Tannen umsägen..“ drängte T.

Er sägte gern und ich räumte nicht enden wollende Berge von Geäst fort.

Plötzlich kam ein untersetzter Herr auf den Hof. „Der B.“ sagte T, so als sei er gar nicht überrascht.

Der untersetzte Herr erklärte mir, dass hier alles sehr gefährlich und von Munition durchsetzt sei. - Das verstehe ich mittlerweile besonders in einem übertragenen Sinne. Und ich könne hier auf gar keinen Fall wohnen. Und er erzählte mir eindringlich von seinen Kindheitserlebnissen mit der Roten Armee, von den klappernden Geschosshülsen, welche aus den Jagdflugzeugen auf den Acker fielen, auf welchem er als Kind die Kartoffeln aufzulesen hatte. Und die Erdkabel, die hätten die Russen mitgenommen, die Kabel zwischen den Gebäuden. Man sah nämlich überall tiefe Gräben, die allerdings recht frisch ausgehoben schienen...

„Wenn du fort wärst, dann würd ich mir erstmal nehmen was ich brauche...“

Mein Unbehagen wich dem Entsetzen.

„Und wenn du zu deinen Kindern fährst, dann zieh ich bei dir ein...“

Nun legte ich mir eine Sammlung sonderbarer Aussprüche des T. an, um mich selber zu überzeugen, dass dieser nichts Gutes sondern Schlechtes im Schilde führte.

Es ist erstaunlich, wie lange ich in der Lage bin, etwas hinzunehmen, oder wie lange ich manchmal brauche, bis ich handele.

Es folgte keine persönliche Aussprache, sondern nur ein sonderbarer sms-Wechsel, von da an nichts mehr.

Dass es so etwas überhaupt gibt, und immer noch geben könnte, hatte ich Naivling nicht für möglich gehalten: Spitzel. So wurde mir das erste Mal klar, dass ich hier auf dem Gebiet der ehemaligen DDR lebe. Und nicht nur bei Mutter Erde.

.....

Wir hatten meine besorgten alten Freund Walter aus Rietberg dann im Örtchen Glücksburg aufgegebelt. Er hatte schon sehr gelitten durch die lange Fahrt und Suchaktion, wurde aber dann, nach Besichtigung von Glücksburg und Grundstück, völlig fassungslos. Der Arme! Walters mitgebrachte Stiefmütterchen blühten sehr lange, in den Mauertrögen an der Haupttreppe. „Wir müssen Heinrich retten!“ So lautete seine entsetzte Beschreibung seines ersten Besuches hier. Es war für mich kein Problem, über all die Unmöglichkeiten hinwegzusehen, die mein Einzug in das Haus und das sofortige Wohnen auf diesem Grundstück beinhalteten. Ich wusste nicht was auf mich zukommen könnte, wie diese Reise sich entwickeln könnte.

Es war mir auch völlig gleichgültig, ich machte mir keine Gedanken. Ich war glücklich und ganz hier und bei der Sache. **Das Glück entsprang aus der aktuellen Erfahrung, der Stimme meines Herzens bedingungslos gefolgt zu sein. Auch wenn oder wahrscheinlich weil ich nichts weiter wusste.**

Es war eine Absichtslosigkeit, welche vom kühlen Verstande her als Wahnsinn bezeichnet worden wäre.

Zwischenspiel: Ende April 2014

Es ist fantastisches, bald fanatisches Sonnenwetter. Ich liege nackt draußen auf der Bank, nach dem Essen. Bei Sonnenschein spiele ich möglichst oft Eidechse, um mich wieder aufzuladen mit Energie für die dunkle Zeit im Leben. Ich bin unruhig, und wirklich, bald kommt ein Radfahrer auf den Hof, um dies und das zu fragen und zu reden. Hastig zieh ich mir die Hose über. Eine Viertelstunde später ist der Junge wieder des Weges gefahren. Ich spüre es deutlich,: Es ist Zeit in den Garten zu gehend die Buschbohnen zu legen, drei Tütchen, nicht viel, aber immerhin. Mehr und mehr lerne ich es nämlich, auf dieses leise Bauchgefühl oder die innere Stimme zu achten, die wir alle doch mehr oder weniger regelmäßig überhören oder missdeuten.

Nun geh ich straks auf mein Gemüsebeet und beginne meine Tätigkeit. Der Sandboden ist irre heiß an den Fußsohlen, es tut mir so gut. Denn ich stelle fest, dass allerlei Schmerzen, die ich neuerdings verspüre, von zu starker Auskühlung einzelner Körperteile herrühren. Nach zwanzig Minuten schon sind die Bohnen gelegt und ich denke, jetzt müsste ich sie beregnen, denn der Boden ist schon wieder, wie so häufig hier, in den obersten Bereichen ganz trocken und staubig.

Im Norden brauen sich schwarze Wolken zusammen, aber es herrscht Nordost-Luft und aus Nordost regnet es NIE!

Soeben will ich mich unter die Draußendusche stellen, da kommen die dicken Tropfen schon, Regentropfen so dick beinahe wie Schnapsgläser! Ich dusche im Regen, die Hitze hat das Wasser in dem langen Gartenschlauch sehr warm gemacht, und das IST das Erlebnis, was man einfach und wirklich GEIL nennen darf!

Es ist alles richtig: Ich habe die Gartenarbeit getan, in herrlicher Hitze, und sofort danach geht ein Wahnsinnregen nieder, und ich bin mitten drin in allem und habe es auch noch dazu zur rechten Zeit gespürt und darauf geachtet!

Das ist ein Glück der anderen Art. Das möchte ich nicht eintauschen.

Weil es so aus dem normalen Leben kommt. Wie öde ist es dagegen, im Supermarkt Bohnen einzukaufen, die irgendwo und unter Zwang gewachsen sind!

An diesem Tag habe ich den Großen Kiefern-Prachtkäfer das erste Mal in diesem Jahr gesehen, er liebt die Sonne genau wie ich. Ich nenne den Käfer den ‚russischen Kampfhubschrauber‘, -es kann ihn nur hier geben, weil er in meinem Insektenbuch nicht zu finden ist...Bei seinem ersten Besuch vor einem Jahr setzte er sich vor mich auf den Tisch, neben die Kaffeetasse, flog dann auf den Brennholzstapel hinter mir. Am nächsten Nachmittag hatte ich vorsorglich das Insektenbuch gleich dabei, er kam wieder, flog zu mir, setzte sich wieder in aller Ruhe auf die Kiefernholz-Stücke bis ich alle relevanten Käferbilder durchstudiert hatte. ...

-
Ich übte mich darin, all das nicht anzusehen, was nicht ganz aktuell jetzt wichtig und zu tun war. Ich lernte die Wortbedeutung von „im Blickpunkt“ oder „Augenmerk“ praktisch zu erfühlen und anzuwenden. Das Lied „Unsere Augen auf Gott unseren Herrn“ fiel mir ein, ein Mantra, ein Wiederholungslied.

Denn jetzt den Blick auf all das Zerstörte, auf die Hässlichkeit der Ruinen und den Schmutz, auf das Unwirtliche zu richten hätte mich sofort demoralisiert.

Es war JETZT GUT, hier zu sein, es endlich geschafft zu haben.

Alles andere folgt dann, wenn es an der Zeit ist.

Eine praktische Übung im fokussieren des GUTEN.

Ich schöpfe meine Lebensenergien mehr und mehr daraus, aus den Transzendentalien des GUTEN, des WAHREN und der SCHÖNHEIT und der EINHEIT.

Und ich trank die ersten Schlucke Stille. Es war so faszinierend. Die Nächte waren geprägt von raschelnden Fensterfolien und Zugvögeln, die in unsichtbaren Scharen und ganz unbekannt Klängen und Gesängen über das dunkle Haus zogen. Singende Vögel in der Nacht. Ich hatte sie all die weiteren Jahre nur sehr selten vernommen.

Dann wieder bodenlose Stille.

Geräusche scheinen eine Art Boden zu sein für unser Alltagsbewußtsein, wir können sie nicht ausschalten, nicht verbannen, sie werden mit integriert als Hintergrund und Untergrund.

Hier in der Stille des Waldes aber ist oft nichts davon mehr, es fühlt sich an wie die Öffnung des Firmamentes, wie eine Röhre der Stille, durch die ich in die Unendlichkeit lausche, besonders im Winter.

Und grenzenloser Sternenhimmel, dunkelstahlblau mit Tausenden von kleinen Brillanten. Kalte klare Luft, die weit in alle Verästelungen der Lungen strömt und ein merkwürdiges Gefühl der Weite im Brustkorb verursacht. Der Märzwind pfeift in den Fichten vor dem Haus. Es friert noch jede Nacht. Ich esse nur wenig und bin erstaunt, wie gut das ist und wie wenig ich brauche. Oft nur einige Topis oder nur Getreidebrei. Nach zwei, drei Tagen bin ich ganz angekommen. Die Stille und die Natur fördern meine innere Ausrichtung auf das Jetzt, auf den Moment, auf den Tag.

Kein Verzetteln findet statt, keine gedanklichen Abschweifungen, ich bin zufrieden. Und die Natur erwacht von Tag zu Tag mehr aus der Winterstarre. Es ist gut, jetzt hergekommen zu sein und nicht noch quälend gewartet zu haben. Warten – worauf?

Die Zeit spielt für mich, die hellen Stunden des Tages werden spürbar mehr, es friert immer seltener. Ich staune und begehe mein Grundstück, mein Haus, meine kleinen Ruinen. Der Wald ist besonders fremd und ich finde mich kaum zurecht. Überall sieht er ähnlich und doch anders aus. Das hat wohl ein halbes Jahr gedauert, bis ich eine zuverlässige Orientierung im Wald entwickelt hatte. Und ich staunte auch dort: Das alles gehört jetzt zu mir? Wo sind denn die Grenzen? Ich fühlte mich einerseits wie selbstverständlich nun hier, hatte aber keineswegs ein Gefühl, nun Eigentum zu haben oder Eigentümer zu sein, eher aber ein Gast oder Wanderer. Denn alle Bäume, Tiere und Häuser waren ja schon viel länger hier als ich, welches Recht sollte ich da beanspruchen können?

Es ist so schön und befreiend, endlich viel Platz zu haben, und keinen Straßenlärm, keine gaffenden Fremden, dafür täglich so viele neue Tiere und Entdeckungen in der Frühjahrssonne.

Jeden Morgen grub ich ein jedes Mal neu bemessenes Pensum meiner auserwählten Gartenfläche um. Das war eine schöne, fast heilige Tätigkeit. Die Vogelwelt wurde nun in faszinierender Vielfalt vor allem hörbar. Irgendwann hörte ich vormittags regelmäßig Kraniche, die auf den Feldern und in den Wassergräben ihr Frühstück suchten. Aus der Nähe hören sie sich so fremd und groß an.

Es kam die Zeit, wo es mir nicht mehr automatisch so leicht fiel, vor allem den Kalk- und Mörtelstaub im Hause ertragend anzunehmen. Zum Glück wurde diese Phase ausgeglichen durch immer mehr Aufenthalt im Wald und Garten. Und die Entscheidung für meine neuen, nun zu renovierenden Wohnräume reifte heran. Gerne hätte ich oben gewohnt, aber das scheiterte erst einmal an nicht zu schaffenden Reinigungsaktionen.

Ganz wichtig ist es, immer nur bei einer einzigen neuen Lebenszelle zu beginnen, und von dort aus immer mehr die Ordnung wachsen zu lassen.

Damit es eine erfrischende Abwechslung bei den notwendigen Arbeiten gab, hatte ich meist drei laufende Projekte. Morgens zuerst raus und den Garten graben und einsäen, aber nicht zu lange, damit noch Kraft übrig bleibt, dann Renovieren und wenn es geht Müll fahren eine Stunde und trockenes Holz im Wald sammeln.

Mit diesen Abwechslungen konnte ich eine Monotonie gut vermeiden, wenngleich ich auch durchaus feststellen musste dass ich meine Kräfte einzuteilen habe, um bis zum Herbst soweit zu kommen, dass ich den Winter auch heil überstehe. Dreck und Staub im Haus können schnell demoralisierend wirken, deshalb mussten die neuen Räume auch abgetrennt sein vom Rest des Hauses.

Zuerst hatte ich meine Menschsein dergestalt hinten gestellt, dass ich mir eine Dreckimmunität einredete, welche dann aber unerwartet in eine Dreckallergie umschlug. Deswegen haben die derzeitigen zwei bewohnten Räume auch nur eine unvollkommene oder gar fehlenden Deckengestaltung erhalten, - ich war es einfach nur entsetzlich leid, zwischen Tannennadeln und Kabelgräben und schubkarrenweise grauem Mörtelstaub zu kochen und zu schlafen. Das war die Geburtsursache des Krisenherdes draußen auf dem Weg bei der Blautanne. Beim Einzug in mein neues Schlafzimmer war ich dann, es war die Passionswoche, am heimlichen Endpunkt meiner Nervenkräfte. Es war noch immer sehr kalt nachts und das ganze Mauerwerk natürlich noch völlig durchgekühlt von den 18 Frostgraden, die es im Februar hier gegeben hatte.

Schlafen war völlig unmöglich, und die kleine Kochmaschine in der noch ganz unfertigen und dreckigen Küche brachte keine Wärme, da auch der Schornstein noch nicht richtig zog. Diese Nächte waren fürchterlich, und ein neues Gefühl machte sich breit, es kroch klamm die Füße hoch und lähmte alles: Aussichtslosigkeit.

Völlige Aussichtslosigkeit.

Hier kann ich nicht sein, in dieser Kälte, und NIRGENDWO kann ich hin.

SONNE

Ich lernte es, die Sonne ganz neu zu lieben, ja, zu verehren, und im Sommer dann fast zu fürchten. Ich kann mich nicht erinnern, jemals solch ein helles, gar blaues Sonnenlicht erlebt zu haben, so blau wie das Licht der Lichtbögen beim elektrischen Schweißen.

21.Juli 2013

NEUES LEBEN

Ein „Erleb“nis neuer Art ward mir heute zuteil.

Nichts-Tun als Tür zu einer neuen Erlebenswelt.

Wolkenloser fantastischer Himmel und vielleicht 25 Grad. Am Morgen wieder die Frage: Wozu zwingen ich mich heute? Sand sieben, mauern, Schutt fahren, ganz wegfahren, ablenken, flüchten, telefonieren.....

Die Sonne leuchtet heute mit dieser mir bisher unbekannt gewesenen Brillanz, die Luft ist völlig rein. Der Sommer im Jahr 2012 brachte andauernd solche Tage, ich liebe diesen Sonnenschein und bin schon ganz süchtig danach.

Der lebhaftige Wind zur Wärme ließ die Mücken und Stechfliegen weitgehend verborgen bleiben.

Nach dem Frühstück mit viel Saft zur Gallenreinigung blieb ich draußen und wässerte die Bäume.

Es war ein wundervoller Vormittag, ich blieb den ganzen Tag über nackt draußen, oft stand ich nur da und sah mir alles an, die Kontraste der sonnenbeschiedenen Bäume, die Blautöne, wässrigweiss am Horizont verschwimmend, klare trockene Luft bis in die Unendlichkeit. Ich kam in eine unhektische ruhige aber durchgehende Arbeitsgeschwindigkeit, ließ Luft auf den Wasserbehälter der Pumpanlage schnüffeln und fuhr Brennholz ein, es trocknet so gut.

Ich wurde etwas müde gegen Mittag und legte mich lang auf die Polsterbank draußen am Tisch.

Auch jetzt, wie beinahe den ganzen Tag über, war nichts anderes zu hören als der Wind in entfernten Bäumen, der dann einen Atemzug später als sanftes Streicheln mir über den Körper fuhr.

Die Luft ganz warm, ich brauchte keine Energie. Ich vergaß alle Gedanken und Programme. Ich spürte mich in Form des Körpers. Er verlangte nach Sonne Wind, Wasser und Stille, nach wenig tun, nach ausstrecken und nicht mehr denken. Ich erinnerte mich daran, dass ich schon vor Jahren den Wunsch hatte, zu verschmelzen mit meiner Umgebung, ganz darin aufzugehen, so dass nichts Fremdes und Störendes mehr zu spüren sei, alles gehört zusammen, ist in sich schlüssig, ist eine Einheit. Ist Leben.

Ich dachte bisher, Leben sei dauerndes Tun. Nun weiss ich, wie sehr und häufig, wie automatisch wir uns ablenken und uns mit „Arbeit“ quälen.

Ich lag auf der Bank, nackt ausgestreckt im warmen Halbschatten, hörte den Engel der Luft, wie er die Zweige der Bäume bewegt, das Laub streichelt, und einen Augenblick später war er bei mir um mir die andere Lebenswelt zu zeigen. Und die Haut und der ganze Körper lachte, da nun Wärme und saubere Luft und Sonne ungehindert zu ihm kommen konnten. Und meine Gedanken waren eingeschlafen, ich war in sanften Händen geborgen im Halbschlaf, die Vogelstimmen zogen dünne silberne Bänder durch die Luft. Die Lerche in schier unendlicher Höhe und unsichtbar, ich hatte ohnehin die Augen meist geschlossen-, im Dauergesang, wie des Nachts die Nachtschwalbe, sie jubeln zu Gott ohne innezuhalten. Ich spürte mit bisher ungekannter Wonne, dass gerade das eintritt, was ich mir früher diffus gewünscht hatte. Es gab keine Störung, jedes Geräusch war Harmonie, die Vögel wie der Wind, und ich mitten drin als stiller Zeuge. Kein Hunger, kein Durst, keine Angst, keine Gedanken, keine Pläne, - eine himmlische Gelassenheit, die ich nicht treffend in Worte kleiden kann, weil sie unfassbar ist.

Ich bin davon überzeugt, dass dies erst ein Blick mit einem Auge durch einen Türspalt war.

Ich fühlte mich wie der erste Mensch und der letzte Mensch.

Mir fiel gegen Abend die Textstelle der Schöpfungsgeschichte ein: „...und sie sahen dass sie nackt waren...“ Nackt waren sie schon vorher, aber nun, nach dem ersten tiefen Sturz, war dieser Zustand störend, weil man ja verletzlich sein könnte, - vorher kein Denken dran!

Das SEIN genügt. Und dieses SEIN mit dem Körper in der harmonischen Natur zu erleben, ohne jede spektakuläre Aktion.

Es ist eine Ursehnsucht in uns allen, eine Ursehnsucht nach einer Harmonie mit der Erde und dem Himmel, mit uns selber und allen, eine Ursehnsucht welche, wird sie erfüllt, nicht mit Worten beschreibbar ist. Glück, Frieden, Liebe in allem.

Ich erinnere mich soeben an Jean Liedloff und ihr Buch: „Auf der Suche nach dem verlorenen Glück.“

Sie nennt diese Ursehnsucht „das Kontinuum“, weil es unverändert in den Menschen nach Erfüllung ruft. Sobald die körperliche Existenz des Menschen beginnt und er wie auch immer beginnt, etwas wahrzunehmen, beginnt der innere Abgleich des Wahrgenommenen mit dem Kontinuum. Frieden herrscht, wenn der Abgleich Übereinstimmung ergibt. Unglücklichsein und Furcht, bis zur Existenzangst sind sofort die Folgen mangelnder Übereinstimmung, denn diese signalisiert „Gefahr“. Und das alles ist im Menschen körperlich spürbar.

Ich nehme an, dass wir, so unsere Erlebenswelt - die Äußere wie die Innere der Gedanken, -uns tief und tiefer in Übereinstimmung mit dem Kontinuum vorfindet, sich wieder eine Urharmonie mit allem Geschaffenen und Ungeschaffenen einstellt. Unsere ganze Hektik, das Streben nach etwas Äußerem und nach mehr, im Grunde alle Gedanken an Mangel, alte Überzeugungen etc. etc. sind samt und sonders eine Folge des großen Sturzes aus der göttlichen Harmonie.

So ist es denn auch eine großartige Hilfe, eine umfassende Heilung, wenn wir nicht nur über den Intellekt und das Herz, sondern mit dem ganzen Körper und mit allen Sinnen, mit der Hilfe der segnenden Kräfte von Erde, Wasser, Sonne und Luft, der Lebendigkeit der ganzen Natur und fern von hetzendem und nervendem Lärm, möglichst in wirklicher Freiheit davon, dann in uns auch einen zunehmenden Wunsch nach Freiheit von beengenden Alltagsdingen und -abläufen ehrlich spüren und etwas von diesem großen neuen Frieden erleben und dann auch in uns tragen und weitergeben können.

NICHTS TUN MÜSSEN. Nur horchen im Halbschlaf der beginnenden Unendlichkeit. So stelle ich mir heilsame Meditation vor, so auch sterben, mit den Augen gen Himmel, im warmen Sommersand liegend, nach Hause...

Das Frühjahr 2014 brachte nach einem milden und hellen Winter keine Erleichterung: Der Extremist Heinrich war an seiner Grenze, des Alleinsseins müde und zugleich nicht in der Lage, mit anderen Menschen dauerhaft zusammenzusein oder einen Ausweg aus diesem Dilemma zu sehen.

So also sieht das verlorene Glück aus?

Nun, wirklich falsch kann doch die Entscheidung nicht gewesen sein, hier her zu kommen? Diese alles aufsaugende Stille, die Kraft der Bäume, der Zwang sich der eigenen Person in all ihren unentdeckten Tiefen, Höhen und Untiefen zu stellen, das funkelnde Firmament der mondlosen Nächte, die Wolfsspuren und das hypnotisierende Trällern des Ziegenmelkervogels.....

War mein Herkommen nicht ein Angebot, gar eine sehr eindringliche Aufforderung an diese Ruine, an die Ruine in mir?

Ein Angebot welches da heißt: Ich biete alles an was ich habe und bin.

Ich biete alles der Verwandlung an.

Und ich weiss dabei: Ich kann sie nicht erzwingen.

Trotz meiner Abneigung gegen die Computertechnik beschloss ich, die Funkstation wieder an das weltweite Funknetz anzuschliessen! Es gibt ja LTE!

Und: 'Hilf Dir selbst, dann hilft dir Gott!'

Es ist völlig klar, dass trotz aller Alleineseinsliebe und Stilleverliebtheit selbst ich einer menschlichen Gesellschaft bedarf! Welch eine Erkenntnis!

Entscheidung und Ortswechsel aus der Not: Teilumzug nach 'freetobe'...

Und wieder: Bauchgefühl gegen die 'Offenheit' aus dem Verstand heraus.

Diese Überschriften zeigen überdeutlich den Entwicklungsweg, den meine Geschichte nun weiter nehmen wird.

In der Tat hatte ich nach langen Experimenten mir im Frühjahr 2014 eine Funkverbindung installiert, welche sich aber als sehr teuer und zugleich wenig leistungsfähig entpuppte. Dennoch konnte ich mittels des ungeliebten Mediums PC Kontakt zu anderen, vielleicht ähnlich denkenden und hoffenden und suchenden oder gar findenden Menschen herstellen. Und es sollte meinem neuen Geschäft dienen, denn es wurde immer klarer: ich musste wieder Geld erwirtschaften, oder besser: ernten, gewinnen, finden...

Also schrieb ich erste Botschaften an eine neu entstandene Gemeinschaft namens freetobe, also 'frei zum Sein' im Raume Torgau. Ein junger Mann mit heiligenscheinähnlichen Wuschelhaaren begrüßte mich.

Florian symbolisierte für mich nun schonmal so etwas wie ein 'gutes Zeichen'.

Es tat mir gut, nun tageweise mal dort zu sein und zusammen mit Florian ein Flachdach neu mit Teerbahn zu bekleben, in der Sommerhitze und mit Gasbrenner.

In den Pausen widmete ich mich dem Phänomen, dass der alte Mühlteich mehr Wasser verlor als hinzu floss, wobei ich durch irgendeinen Eingriff eines Tages erreichte, dass das Wasser des Teiches plötzlich komplett ablief, eine bestürzende Sache, denn es gab doch sicher Fische, die dann ihres so nötigen Elementes beraubt sein würden....

Zurück in der Glücksburg erlebte ich nach wenigen Tagen wieder jenes Gefühl von absoluter Aussichtslosigkeit, von zersetzender Überforderung angesichts des Alleineseins und der gefühlten Aussichtslosigkeit meiner Situation in der Glücksburg.

Wie nur soll jemals das Leben lebenswert werden? Und: was eigentlich macht es lebenswert?

Vor einigen Wochen kam es mir in den Sinn, dass ich alle Tätigkeiten im Grunde nur noch aus Gehorsam ausübe, aus Gehorsam zum Leben. Aber immerhin, ich lernte, den neuen Wert dieses meinen Gehorsams zu schätzen, ein Jahr, nachdem ich mit Schaudern den großartigen Roman von Siegfried Lenz gelesen hatte:

Deutschstunde.....Die Freuden der Pflicht.

Ich beschloss also, meinen Wohnsitz, dieses offiziell und büromässig angeblich nötige und unumgängliche Etwas, in diesen Ort von freetobe zu verlegen.

Ich war es auch überdrüssig, eine Scheinwohnung zu mieten und von dort dauernd Post abholen zu müssen. Und ich brauchte die menschliche Gesellschaft.

Aber welche?

Beziehungen und mehr

„Mache das Glück in deinem Leben nicht abhängig von der Liebe eines anderen Menschen..“ dies war das hart errungene und doch als Geschenk erhaltene Fazit nach zwei Ehescheidungen.

Der Apostels Paulus schreibt in seinem ersten Brief an die Korinther, Kapitel 7, Verse 7 und 32 bedeutsame Worte, die hochaktuell sind.

Nach zwei aufgelösten 'besonderen Beziehungen', wie der 'Kurs in Wundern' sie nennt, durfte ich mühsamst die Wahrheit, welche den Äußerungen des Apostels Paulus zugrunde liegt, erkennen. Denn gerade die Freiheit von der besonderen Beziehung, von DER Partnerin, von DEM Partner, lässt das Herz in Richtung jener Liebe wachsen, welche wirklich den anderen Menschen wertschätzt und achtet, ohne ihn irgendwie besitzen zu wollen, ohne irgendeinen Einfluss ausüben zu wollen. Man nähert sich auch hier dem Satz des Nazim Hikmet: 'Einzelnen und frei wie ein Baum, brüderlich wie ein Wald'.

Ich bin nicht gebunden an einen Menschen, deshalb behalten ich sowie mein Gegenüber die volle Souveränität. Ich muss niemandem gefallen, auch der Andere muss mir nicht gefallen. Das ist für mich ein nachvollziehbarer Weg zur Herzensliebe in Freiheit. Ich brauche den Anderen nicht für meine Zwecke.

Kein Nützlichkeitsdenken. Ich brauche den Anderen auch nicht um seines oder meines Körpers Willen.

Vom anderen Menschen erwarte ich in der besonderen Beziehung jene Liebe, die mir womöglich einst vorenthalten wurde. Ich erwarte durch diesen Menschen eine Erfüllung von Träumen und Hoffnungen. Ein gesellschaftlich produziertes Wunschtraumbild setzt mich vielleicht sogar unter Druck, doch endlich diesen Traummenschen für mich gefunden zu haben...

Auch habe ich intensiv erlebt, wie der Zauber des Zusammenseins als Paar jäh zerstört wird, wenn dieser Zauber schon allein mit Worten Dritten mitgeteilt wird, etwa den Eltern. Die Gesellschaft hat es über Jahrhunderte geschafft, das Zusammenleben der Paare zunächst zu überfrachten mit Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen, welche dann fast zwanghaft erfüllt werden müssen, um dann diese Paare zu entzweien und gegen sich aufzubringen. -

So wird denn das geschwisterliche Zusammensein der Menschen ihrer geistigen Wahrheit wohl am nächsten kommen.

Ich entsinne mich, wie in den Siebzigern eine neue üble Betrachtungsweise des Menschseins aus Schweden zu uns nach Deutschland kam:

Sie war in die Fragestellung verpackt: 'Was erwirtschaftet eigentlich eine Hausfrau, eine Hausfrau und Mutter? Was ist ihr monetärer Wert?'

Und: 'Was kostet die Eltern eigentlich ein Kind? Was könnte man sich anstelle eines Kindes leisten?'

Ich weiß noch, wie fassungslos ich, mit vielleicht zwölf Jahren, insgeheim war, als ich dies las und hörte, wie diese Themen durch meine Brüder diskutiert wurden.

Ich attestiere im Nachhinein den Kindern eine klare, deutliche und sehr rasche Erkenntnisgabe, was wesentliche Dinge des alltäglichen Menschseins betrifft.

Sie erkennen sogleich: 'Das kann nicht sein!' oder 'Das ist wahr und richtig!' oder 'Das zerstört!'

Es war selbstredend klar, dass eine Hausfrau und Mutter nur einen sehr geringen monetären Gewinn bringt, nicht nur ihr Tun wurde als nahezu nutzlos eingestuft, nein, sie selber wurde in dieser Untersuchung so bezeichnet.

Ein Kind verursachte demnach Kosten in Höhe des Kaufpreises eines aufwendigen Automobils, etwa eines Jaguar. Dann doch lieber ein Auto als ein Kind....

Ich konnte es damals gar nicht verstehen, dass man über so etwas überhaupt ernsthaft diskutiert, dass solche Gedanken überhaupt entstehen können.....

Mittlerweile hat es *irgendwas* geschafft, die Eltern dafür auf der Straße demonstrieren zu lassen, dass sie ihr Kind noch früher in eine 'Kindertagesstätte', womöglich als Säugling, abgeben können. Es ist bestürzend zu erleben, wie sich die Menschen verdrehen lassen, fort vom wahren Menschsein hin zum gehorsam tumben Sklaven, der die Zerstörung seines Menschseins auch noch gerne selber finanziert, jeden Monat neu.

Das 'Neue Wir' als Überwindung der Absichten der besonderen Beziehung..

...ist für mein Verständnis weit mehr als dies, sondern die einzige wirklich zukunftsfähige Lebenshaltung.

Das 'Neue Wir' ist die Gemeinde Jesu Christi, der Ort des neuen Menschen, verortet im Herzen eines jeden Einzelnen. Es ist keine Institution, es ist Geist und Freiheit, Liebe in machtvoller Machtlosigkeit.

Die Frage lautet dort und dann: 'Was ist gut für Dich?' und nicht etwa: 'Wie kannst Du gut für mich oder etwas sein?'

Von der Ess-Gewohnheit zum ganz bewussten Essen....auch dahin führte mich der Weg in den Wald..

Meine ersten Wochen ab März 2012 hier in der Ruine der Funkstation lehrten mich unter anderem, wie unwesentlich opulente = normale Mahlzeiten sein können.

Ich hatte etwas Lagergemüse sowie Getreide mitgebracht, auch Topinambur war dabei, den wollte ich pflanzen, aber ich naschte davon auch sehr gerne.

Ich hatte keine Möglichkeit etwas zu kochen, also ass ich alles roh.

Wichtig ist es zu spüren und zu erleben, dass man jetzt isst: Den Tisch aufräumen, ihn abwischen, ein paar schöne Blätter oder auch einige schöne Kiesel, denn das Auge isst mit, aber auf seine Art.

Ich spüre: Das ist jetzt ein wichtiger Moment, zu dem ich mir Zeit nehme: Mahlzeit!

Es braucht viel weniger Vorbereitungsmühen, das Roh-Essen. Und man spürt die Pflanze, das Obst, die Blätter, die Knolle viel echter und intensiver. Die Zähne kauen und kauen, die Aufmerksamkeit wandert mehr und mehr in diesen Vorgang hinein, ein neuer Geschmack entfaltet sich, essen nähert sich der Meditation. Das Gespür für das 'Genug' wird feiner und wirksamer, denn durch das Kauen und langsame Füllen des Magens korreliert dieses Gefühl 'Genug' wieder mit dem tatsächlich notwendigen Maß.

Wenn ich gekochtes Essen zu mir nehme, so ist die Korrelation gestört, überrumpelt durch zu hohe Geschwindigkeit. In zu kurzer Zeit schlucke ich viel zu große Mengen, bevor das Sättigungsgefühl sich überhaupt melden kann.

In jenem Frühjahr und Sommer fiel mir zum ersten Male das 'Friedensevangelium' der Essener in die Hände und ins Herz, und ich lernte O. kennen, der seit Jahren ausschließlich Rohkost isst.

Nach und nach weitete sich durch persönliches Erleben und praktisches Vergleichen meine Sicht.

1: Rohes Obst und Gemüse essen! Man isst weniger Quantität, dafür mehr Qualität. Der Verdauungstrakt wird durch den Fortfall von sonst zuviel aufgenommener Nahrung entlastet.

2: Obst und Gemüse aus dem eigenen Garten, und auch alle möglichen Wildkräuter, Blätter, Triebspitzen zu essen macht viel mehr Freude und schmeckt besser als Gekauftes.

3: Keine verarbeitete Nahrung zu sich nehmen! Je weiter ein Nahrungsmittel 'verarbeitet' wurde, umso mehr hat es an Wert verloren!

4: Wenn eben möglich, dann Bio-Ware, und zwar richtige, kein pseudo-Bio vom Supermarkt! Biologisch angebautes Obst und Gemüse hat einen unvergleichlich besseren Geschmack als konventionelle Ware!

Dieses Faktum allein weist schon tief in die Notwendigkeit hinein, sich von konventionellen Pseudonahrungen gänzlich abzuwenden.

5: Das Friedensevangelium der Essener spricht vom Feuer des Todes

(=kochen und backen), dem wir unsere Lebensmittel nicht aussetzen sollen, im Gegensatz zu dem Feuer des Lebens (=Sonne)

Und es spricht eindringlich vom Weizengras, also vom jungen, sprossenden und grünendem Getreide als Nahrung, nicht von dessen Körnern!

In der jungen grünen Pflanze wirken lebendige Kräfte, und das lebendige Chlorophyll ist dem Hämoglobin unseres Blutes sehr ähnlich!

Außerdem dürfen wir uns immer mal wieder die Fragen stellen:

Warum esse ich jetzt?

Wegen der Uhrzeit? Um mich abzulenken? Weil ich Durst habe? Weil ich Frust habe?

Weil ich den Gedanken hege, sonst nicht gut versorgt zu sein?

Ich weiß zudem: meistens esse ich zu viel!

Der Gedanke, welcher zu der Überzeugung geworden ist, immer und überall und ohne noch daran zu denken **gut versorgt zu sein**, ist sicher DIE Grundlage, welche den Menschen zur Lichtnahrung hinführt.

Nach einer über dreiwöchigen Fastenzeit war ich sehr erstaunt, wie wenig Nahrung der Mensch benötigt.
